

HEYNE <

Das Buch

Charly hat nichts gegen Kinder. Aber sie hat etwas gegen die Tatsache, dass sie all ihre Freundinnen in den letzten Jahren ans Mutterdasein verloren hat: Sie gehen nicht mehr mit ihr aus, ziehen sich nicht mehr ordentlich an und hören ihr auch nicht mehr zu. Es ist, als hätten sie eine Gehirnwäsche durchgemacht, und das nervt Charly. Deshalb ist sie sicher, dass sie selber niemals ein Kind bekommen will. Doch als sie beschließt, sich wenigstens mal wieder einen Mann zu angeln, kommt ihr die Sache mit den Kindern plötzlich gefährlich nahe. Zu allem Überfluss wird auch noch ihre Hundedame Waltraud schwanger, und schließlich kommt es ihr vor, als sei rings herum endgültig alles nur noch Baby.

Die Autorin

Tina Wolf wurde 1973 in Norddeutschland geboren. Sie arbeitete zunächst als Fotografin, machte dann ein Volontariat als Redakteurin bei RTL, moderierte dort und arbeitete parallel als Autorin. Seit zehn Jahren steht sie für den NDR für verschiedene Sendungen vor der Kamera. Tina Wolf lebt mit ihrem Mann und ihrem Sohn in Hamburg. Sie läuft, praktiziert Yoga und isst leidenschaftlich gern alles, was ihr Mann kocht.

Tina Wolf

Kein Kind ist auch
(k)eine Lösung

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 12/2012
Copyright © 2012 by Tina Wolf
Copyright © 2012 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Redaktion: Christine Wirtz
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München
Umschlagabbildung: © Ocean/Corbis
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40932-3

www.heyne.de

Für dich, Mama

Ich hatte mich seit Tagen auf das Treffen an diesem Freitag gefreut. Nicht nur weil es mich von dem Gedanken ablenkte, dass wieder ein langweiliges Wochenende vor der Tür stand, an dem alle mit ihren Kindern und Männern beschäftigt waren, sondern auch weil man mit Birgit so herrlich quatschen und lästern konnte. Sie war eine Königin im Erzählen. Bis vor einem knappen Jahr hatte ich ihre persönlichen, oftmals brüllend komischen Berichterstattungen täglich genießen dürfen, denn wir hatten zusammen bei Hamburgs beliebtestem Radiosender »99,9« gearbeitet – sie als leitende Redakteurin der Sendung, ich als Moderatorin. Inzwischen war sie nicht nur eine meiner besten Freundinnen, sondern auch für die Klatsch- und Tratschseite der größten Tageszeitung Hamburgs zuständig, weshalb sie die gesamte High Society dieser schönen Stadt kannte.

Birgit zu treffen war besser als beim Friseur *Gala* zu lesen. Dabei sah sie selbst aus, als wäre sie gerade vom Laufsteg gehüpft, um sich zwischen zwei Kollektionen eben mal mit mir zu unterhalten. Um es kurz zu machen: Birgit hatte das, was wir alle gerne hätten – volles Haar, volle Brüste, volle Lippen, voll schöne Haut, ein volles Portemonnaie –, und war dabei auch noch voll nett.

Voll fies, wie ungerecht manche Dinge verteilt waren.

Außerdem wusste sie immer alles. Wer, wann, was mit wem hatte und wo. Letzteres war ein wichtiger Punkt.

Denn nicht selten lief es schließlich parallel ... da musste manch einer gezwungenermaßen kreativ werden. Woher sie all diese internen und intimen Details hatte, hab ich sie nie gefragt. Es ging mich ja auch nichts an. Hauptsache, sie erzählte mir alles.

Wir trafen uns um 17 Uhr im bereits gut gefüllten Café Paris am Rathausmarkt. Ohne meine Tischreservierung hätten wir gleich rückwärts wieder rausgehen können oder wären vermutlich gar nicht erst reingekommen. Stimmungswirrwarr empfing uns. Ein Kellner in weißem Hemd, schwarzer Fliege und schwarzer Schürze zeigte mit dem Finger Richtung Fenster. Ah, da waren unsere Plätze.

Eigentlich ein ganz normaler Freitagnachmittag – bis dahin. Uns war gerade der erste Prosecco serviert worden, da schrie Birgit auf. Sie warf ihre langen braunen Haare mit Schwung nach hinten, saß plötzlich da, als hätte sie einen Stock verschluckt – ein sicheres Zeichen dafür, dass sie nachdachte –, und hielt eine Sekunde inne. Dann machte es anscheinend »klick« bei ihr. Sie riss die Augenbrauen hoch, sodass ich auch bei ihr zum ersten Mal so etwas wie das Anfangsstadium einer Falte entdecken konnte, und stöhnte, als hätte sie Schmerzen: »Oh Gott!«

»Alors, ischt etwas mit die Prosecco, Madame?«, fragte der Kellner, an dem nicht nur der Dialekt sexy war. Der Arme war erschrocken stehen geblieben und zu uns zurückgekommen.

»Nein, nein, danke. Äh, merci. Charly, ich muss sofort los. Sorry. Das ist mir ja noch nie passiert. Moment, ich gebe dir Geld für den Prosecco. Ach, Mist. Ich muss mal schnell telefonieren. So eine Scheiße! Wie konnte ich das denn vergessen?« Alle drehten sich zu uns um. Alle.

Während sie in ihrer Geldbörse kramte und in regelmä-

ßigen Abständen versuchte, ihre Haare daran zu hindern, immer wieder nach vorne zu fallen, drückte sie hektisch auf dem Display ihres iPhones herum. In solchen Momenten, wenn sie so steif und vor allem unbequem gerade dasaß, dass man schon vom Hinsehen Rückenschmerzen bekam, schien sie immer vergessen zu haben, dass der Ballettunterricht längst vorbei war.

»Ich bin's. Wo bist du? Auf dem Weg zum Flughafen? Heute? Das geht nicht. Du musst den Flug absagen und sofort nach Hause kommen. Du weißt schon ... Ja! Heute. Also um genau zu sein: jetzt.« Pause.

»Nein, wir haben nur noch ein paar Stunden, du weißt doch. Kannst du denn Budapest nicht verschieben? Was ist dir denn nun wichtiger?«

Pause.

»Entweder du sagst dem Taxifahrer, er soll auf der Stelle umdrehen oder ... oder ...«

Absolute Stille im Raum. Alle warteten. Ich schaute sie fragend an.

»Oder du kannst die Reste deines neuen Flachbildschirms von der Straße aufkehren, wenn du zurückkommst!«

Ein Raunen ging durch das Café.

»Und deine Klamotten auch!«

Pause.

»Okay. Dann bis gleich.«

Sie legte ihr iPhone weg und lächelte mich an, als wäre nichts passiert. Inzwischen hatte *ich* meine Augenbrauen hochgezogen.

Birgit hätte fast den wichtigsten Termin des Monats vergessen: ihren Eisprung! Und wenn es erst mal gesprungen war, dann wollte dieses eigenwillige Ei innerhalb von circa sechs bis maximal zehn Stunden befruchtet werden,

erklärte sie mir, während sie in ihre Jacke schlüpfte. Man lernte nie aus. Vielleicht sollte sie etwas weniger Sport treiben und etwas mehr Schokolade essen – so wie ich. Wer weiß, vielleicht würde das ja helfen.

Ich überlegte kurz. Also war eine Schwangerschaft beziehungsweise deren Beginn immer abhängig von absolut perfektem Timing. Was für ein Stress! Dass das Leben gleich so beginnen musste. Mein Gott!

Ich schaute mich im Café um. Alles Zufälle, die da an den anderen Tischen saßen, sich unterhielten oder aßen. Alles Zufälle, die innerhalb von sechs bis zehn Stunden nach dem Eisprung gezeugt worden waren. Wahnsinn.

»Er fühlt sich schon wie eine Zapfsäule, aber was soll ich denn machen? Ich habe nur einmal im Monat die Chance schwanger zu werden, und meist sitzt er dann gerade im Flieger, oder ich bin unterwegs. So wird das eben nie was. Da muss man etwas nachhelfen. Lass uns später noch mal telefonieren, okay?«

»Danach?«

»Klar!«

»Na, dann viel Spaß ...«

Sie gab mir einen Kuss links, einen rechts und huschte aus dem Café.

Seit Jahren wünschte sie sich schon ein Kind. Eigentlich seitdem ich sie kannte. Erst fand sie nicht den passenden Mann, der ihr gut genug war, dann hatte sie einen, der für diese wichtige Mission gut genug, aber leider auch an anderen interessiert war, wie sich bald herausstellte. Und als sie dann doch endlich den Richtigen gefunden hatte, klappte es nicht.

Aber Birgit war zielorientiert. Sie recherchierte und hatte schnell ein »So werden die Spermien meines Man-

nes besser«-Programm für ihn zusammengestellt. Der Arme wurde auf Diät gesetzt. Kein Alkohol, kein Kaffee, keine säurehaltigen Getränke, basisches Essen, dreimal die Woche Sport, vier Tage vor dem Eisprungsex keinen sonstigen Sex und einmal die Woche zur Akupunktur, damit seine kleinen Männer wieder »auf Trab« kamen, wie sie mir irgendwann mal erklärte. Ich hätte zu gern gewusst, wo dieser Akupunkturpunkt lag.

Und damit es nicht »umsonst« war, wenn sie miteinander schliefen, wandte sie nun also auch noch diese tolle neue Methode an, durch die sie ganz genau wusste, wann sie musste. Beziehungsweise wann *er* musste. In diesem Fall musste er seinen Flug verschieben. Er arbeitete für eine Bekleidungsfirma, die gerade expandierte. Aus dem Ziel Budapest wurde das Ziel Bett – oder wo auch immer. Ich wollte es gar nicht wissen.

Ich holte tief Luft, legte den Kopf in den Nacken und sah hoch. Mein Blick blieb am nackten Busen der Dame hängen, die aus unerfindlichen Gründen oben ohne mit ihrer Freundin und drei ebenso freizügigen kleinen Burschen unter einem Orangenbaum saß, die Sonne genoss, sich vermutlich gerade prächtig amüsierte und ganz nebenbei die gewölbte Decke des Cafés schmückte. Hätte ich auch gern getan. Nicht die Decke schmücken – mich prächtig amüsieren natürlich. Aber mir war ein kleines Ei in die Quere gekommen.

Ich kippte den Inhalt meines Glases runter, gab dem Kellner ein Zeichen, legte das Geld für die beiden Proseccchi inklusive Trinkgeld auf den Tisch, nahm Trenchcoat und Tasche und steuerte auf den Ausgang zu. Vermutlich war es Einbildung, aber ich hatte das Gefühl, mitleidige Blicke zu spüren, während ich mich zwischen den kleinen Bistro-

tischen hindurchschlängelte, ganz so als wäre ich es gewesen, die soeben etwa vierzig fremden Menschen in diesem Café mitgeteilt hatte, dass sie jetzt nach Hause gehen würde, um das zu tun, worüber man sonst eher selten vor Fremden sprach. In der Hoffnung, dass die meisten mich nicht sofort erkennen würden – denn gerade einen Tag zuvor war ein Artikel im *Hamburger Abendblatt* mit einem großen Foto von meinem gut durchbluteten Gesicht erschienen: »99,9 – Aufwachen und Lachen! Hamburgs fröhlichster Radiosender sucht für die schöne Charly einen neuen Wetterfrosch zum Wachküssen« –, verließ ich mit gesenktem Kopf das Café.

Mein Abend war also vorbei, bevor er überhaupt angefangen hatte. Und das nur, weil Birgit so darauf versessen war, schwanger zu werden.

Auf dem Weg zur S-Bahn überlegte ich, wann eigentlich *mein* Eisprung war. Gehörte das Wissen über den eigenen Eisprung zur Allgemeinbildung? Auf alle Fälle gehörte er zu den Dingen, über die ich noch nie nachgedacht hatte.

Warum auch?

Mir wäre es lieber gewesen, Birgit hätte ihren vergessen. Dann wäre nicht nur der Abend so verlaufen, wie ich ihn mir vorgestellt hatte, sondern mein ganzes Leben würde auch in Zukunft so bleiben, wie es war. Wenn sie rechtzeitig zu Hause ankäme – was ich nicht hoffte –, würde ich demnächst vermutlich allein in den Bars und Cafés dieser schönen Stadt sitzen. Und zwar in genau zehn Monaten.

Birgit und auch Ilka, die ich schon kannte, bevor ich wusste, dass Barbies doof waren, waren die letzten beiden, die noch keine »Zwerge« hatten. Ilka war noch nicht ein-

mal mit dem Kindervirus infiziert. Dem Himmel sei Dank! Alle anderen waren es nämlich.

Die S3 Richtung Altona war überfüllt, wie jeden Freitagabend. Mir gegenüber hatte eine geistesabwesende Frau mit ihrem aufgeweckten Zweijährigen Platz genommen, der von ihr unbemerkt die Scheibe mit seiner Zunge ableckte. Ich versuchte nicht hinzugucken, tat es aber doch.

Wann hatte der Kindervirus sich eigentlich in meinem Freundeskreis ausgebreitet? Vermutlich fing alles mit Nina an. Sie war damals die Erste, die schwanger wurde.

Wir waren noch nicht einmal zwanzig, und damals dachte wirklich keiner an Kinder. Höchstens so: Wie bekomme ich sie *nicht*? Doch das war inzwischen – oh Gott – schon über fünfzehn Jahre her! Inzwischen waren wir knapp doppelt so alt, und die Frage lautete: Wie bekomme ich sie?

Zumindest fragten sich das alle anderen.

Nina und ich kannten uns seit der Einschulung, hatten alles zusammen durchgemacht: vom ersten Pickel bis zum ersten Freund. Letzteres wollte sie schon haben, bevor ich überhaupt einen Gedanken daran verschwendete, aber was sie bekam, war Ersteres. Und zwar nicht zu knapp. Was dann wiederum die Sache mit dem Freund nicht wirklich leichter machte.

Wir waren gerade zu Hause ausgezogen. Raus aus dem Dorf, rein in die Stadt: Kiel. Aufregung pur. Jedenfalls wenn man in dem Dorf aufgewachsen war, aus dem wir kamen. Da kannte man nur eine Aufregung: einen Ausflug nach Bad Segeberg mit Besuch bei Möbel-Kraft inklusive Kinderkino und – wenn es hoch kam – einer Eintrittskarte für die Karl-May-Festspiele auf dem Kalkberg.

Nina und ich zogen also in die Weltstadt an der Förde. Wir wohnten in einem sehr unspektakulären, tendenziell hässlichen Wohnblock in einem Stadtteil, der sich später als sehr uncool erwies. Aber zu dem Zeitpunkt hatten wir noch nicht den nötigen Durchblick. Nina wohnte im Souterrain. Ich unterm Dach. Beides war billiger als der Rest. Wir fühlten uns verdammt erwachsen und enorm reif.

Nina hatte meinen Wohnungstürschlüssel, ich ihren. Das gab uns ein Gefühl von Familie, die wir vermissten, ohne es zuzugeben, denn natürlich hatten wir Heimweh. Das hätten wir nur im Leben nicht zugegeben. Lieber hätten wir uns die Haare grün gefärbt! Innerhalb der Woche war das auch kein Thema. Aber die Wochenenden! Wenn man es samstagsabends richtig anstellte, war die erste Hälfte des Sonntags schnell rum. Aber dann ... Ich war einfach keine Freundin der Sonntage. Aber dafür war ich Ninas Freundin. Und die hatte von ihrem Vater einen alten roten VW-Käfer geschenkt bekommen, mit dem wir durch die Gegend fuhren. Wenn ich auf dem Beifahrersitz saß und mit den Füßen die Matte beiseiteschob, konnte ich auf die Straße gucken. Der Rost hatte ein Loch in den Boden gefressen, durch das man locker einen Fußball hätte stecken können. Deshalb musste man immer etwas breitbeinig sitzen. Um zur Tankstelle, zur Videothek und zurück zu fahren, reichte die Karre aber dicke.

Gemeinsam mit Nina hatte ich meinen ersten Filmriss und nahm meinen ersten Job an. Wir liefen als Kartoffeln verkleidet über die Kieler Woche und verteilten Flyer für ein Restaurant. Ein Albtraum. Ich kriege heute noch Schweißausbrüche bei dem Gedanken, dass mich damals eventuell irgendjemand fotografiert haben könnte. Warum Nina das über sich ergehen ließ, hatte ich nie ver-

standen. Sie kam schließlich »aus gutem Hause« und hatte es nicht nötig, neben dem Studium noch zu jobben, im Gegensatz zu mir.

Es war einer dieser trostlosen Sonntage, als ich mal wieder an ihre Tür klopfte, in der Hoffnung, sie könnte mir ein paar Stunden klauen, damit endlich wieder Montag war.

Nina saß auf ihrem Bett und weinte, als ginge die Welt unter, betonte aber immer wieder, dass es keinen Grund dafür gäbe. Aufhören funktionierte allerdings auch nicht. Umgeben von benutzten Taschentüchern fragte sie mich, ob ich ihre BHs haben wolle, weil sie ihr nicht mehr passeten.

Ich beschloss, einen Kaffee zu kochen, denn mit einem Becher in der Hand ließ es sich besser reden. Ich ging in die Küche, warf die Kaffeemaschine an und öffnete den Kühlschrank, um Milch rauszuholen. Statt Milch fand ich drei große Schalen Wackelpudding in Gelb, Grün, Rot.

»Das ist das Einzige, was ich zurzeit runterbekomme.«

»Nina, du bist schwanger.«

»Schwanger? Du spinnst.«

Ein paar Wochen zuvor hatten wir mal wieder in der Videothek gestanden, auf der Suche nach leichter Unterhaltung. Die fanden wir damals auch in Gestalt eines Bekannten, mit dem ich – leider – einmal eine Nacht verbracht hatte. Ich entdeckte ihn, bevor er uns entdeckte.

»Du willst doch dringend mal wieder guten Sex, oder?«, fragte ich Nina.

»Sag bloß, du willst einen erotischen Film ausleihen und es mir zeigen?!«

»Keine Angst, das kann der da drüben übernehmen.«

»Ist das der, der so unglaublich lange kann? Oder der mit den Tiernamen?«

»Lass dich überraschen. Für das, was du brauchst, ist er der Richtige. All das andere, also eine lange, glückliche Beziehung und das ganze Drumherum, kannst du gleich vergessen. Denk gar nicht erst darüber nach!«

Sie hörte mir leider nicht zu.

Die Nacht war olympiareif, wie ich schon am nächsten Morgen erfuhr. Was im Grunde keine Neuigkeit für mich war. Und weil es so gut war, blieben die beiden dabei. Sie hatten Gefallen aneinander gefunden, und ich hatte auch etwas davon.

Da Sebastian Nina jetzt regelmäßig mit seinem 80er-Jahre-Suzuki-Geländewagen umherkutscherte, durfte ich mit ihrem alten VW-Käfer fahren. Eine Art Vermittlungsgebühr.

Ein paar Wochen später fuhr ich sie mit Heidrun, wie ich zwischenzeitlich ihren Wagen getauft hatte, zum Arzt. Er händigte ihr nach der Untersuchung den Mutterpass aus. Sie hatte die Anzeichen ihrer Schwangerschaft verdrängt, was ich bis heute nicht verstehen konnte.

Wie konnte man glauben, dass der Busen grundlos innerhalb von kurzer Zeit so an Umfang zulegte, dass kein einziger BH mehr passte? Wie konnte man verdrängen, dass man alles Essbare ekelerregend fand und sich nur noch von Wackelpudding ernährte? Warum kam es einem nicht komisch vor, dass man heulen musste, nur weil sich drittklassige Schauspieler in einer Soap irgendeines privaten Senders trennten?

Damit war jetzt jedenfalls Schluss. Nina war in der zwölften Woche.

Wahrscheinlich hätte sie es mir nie verziehen, wenn ich ihr gesagt hätte, dass ich ähnlich wie ihr Vater dachte. Als sie ihm die frohe Nachricht mitteilte, bekam er Schnapp-

atmung, riss sich die Krawatte umständlich vom Hals und hielt ihr schließlich – nach dem ersten Schockmoment – eine Standpauke. Seine Gründe waren klar: Er hatte sich das Leben seiner einzigen Tochter anders vorgestellt, vielleicht mit Promotion und einem Banker als Schwiegersohn. Meine Gründe sahen etwas anders aus, denn ich wusste, dass sie schon vor der Geburt alleinerziehend sein würde. Schließlich kannte ich den Erzeuger. Ich dagegen würde nur allein sein. Aber das reichte ja auch.

Wie ich vorausgesehen hatte, zog Nina nach Süddeutschland zu ihrer Mutter, die dort seit Jahren mit einem neuen Mann lebte und sich um ihre Tochter und ihr Enkelkind kümmern wollte. Seitdem schrieben wir uns zweimal im Jahr.

Nach dem Nina-Schock war jahrelang Ruhe. Keiner wollte Kinder, keiner sprach darüber, keiner interessierte sich für sie.

Und plötzlich: PENG! Eine nach der anderen verschwand in Vorbereitungs- und Rückbildungskursen. Nur ich war weder vorbereitet, noch konnte ich irgendetwas rückgängig machen.

Hanne, mit der ich seit Jahren befreundet war und seit einem halben Jahr sogar in einem Haus lebte – jede in ihrer Wohnung –, war nach einem Jahrzehnt der Glückseligkeit, in dem keiner Kinder bekam, eine der Ersten, die komisch wurde. Das war vor knapp zwei Jahren. Sie, die nie die Grünen gewählt hatte und auch kein Problem damit hatte, die acht Meter zum Bäcker mit dem Auto zu fahren, fragte sich, wie es eigentlich um die Abgaswerte bei uns in der Straße stand und ob wir nicht mal Unterschriften für eine Tempo-30-Zone sammeln sollten. Außerdem war sie plötzlich dafür, die Mülltonnen aus dem

Hausflur unten zu verbannen, damit dort Platz für Fahrräder oder *Kinderwagen* wäre.

Bitte?! »Wer braucht denn einen Kinderwagen?«, fragte ich, als sie mir bei einer Tasse Kaffee auf meinem Balkon von dieser tollen Idee erzählte.

Es waren drei Buchstaben, die den Milchkaffee in hohem Bogen aus meinem Mund heraus und über die Balkonbrüstung in die Tiefe katapultierten.

»Ich!«, sagte Hanne, setzte ihren Becher ab und sah mich an wie ein Honigkuchenpferd, das jetzt bereit war, Gratulationen entgegenzunehmen.

Und als hätten sie sich abgesprochen, rief mich noch in der gleichen Woche Melli an.

Wir hatten uns kennengelernt, als ich vor sieben Jahren bei 99,9 anfang zu moderieren. Sie fiel mir gleich auf, weil sie überdurchschnittlich nett war – für eine Assistentin der Geschäftsführung. Vor solchen Frauen musste man sich normalerweise in Acht nehmen. Melli war anders. Sie war eine Frohnatur – und leider etwas zu gut in ihrem Job. Nach einem halben Jahr wechselte sie den Sender, die Gehaltsklasse und änderte damit schließlich ihr Leben. Wir arbeiteten nicht mehr zusammen in derselben Firma, aber dafür trafen wir uns regelmäßig. Bis zu diesem Anruf.

Ihr Freund war Pilot und lebte in den USA, und Melli hatte einen Plan: Sie wollte alle Sachen packen und zu ihm fliegen, bevor man ihr Bäuchlein am Airport entdecken und sie nicht einreisen lassen würde. Die Kündigungen für ihren Job und die Wohnung hatte sie schon geschrieben, jetzt war der Freundeskreis dran. Eine Frist hielt sie nicht ein. Sie nahm ihren gesamten Jahresurlaub und verschwand mit drei Koffern.

Irgendwann, als ich sie schon fast vergessen hatte, er-

hielt ich eine Mail von ihr. Sie habe jetzt einen Sohn und eine Greencard. Worauf sie stolzer war, blieb unklar. Ich gratulierte – zum Sohn – und fragte, wie es ihr so gehe.

Anscheinend war ich die Erste, die diese Frage ernsthaft gestellt hatte, seitdem sie da drüben war. Denn wer »How are you?« fragte, wollte in den seltensten Fällen eine detaillierte Antwort. Die bekam ich jetzt aber, und da hatte sich einiges angestaut. Unter anderem die bittere Wahrheit über die Risiken und Nebenwirkungen einer Schwangerschaft. Dazu gehöre, schrieb Melli, das Versagen jeglicher Hirnströme während der Stillzeit. Damit sie wusste, welche Brust sie dem kleinen Überflieger zuletzt gegeben hatte, wurde eine Wäscheklammer an die jeweilige Seite des Still-BHs geklemmt. Sah doof aus, half aber. Und dann fing das mit den gelben Zetteln an. Irgendwann waren im ganzen Haus Post-it-Zettel verteilt, und als sie schließlich auch im Bett klebten, bekam ihr Mann einen Anfall. Die Zettel hatte sie sich inzwischen abgewöhnt – ihren Mann übrigens auch. Der hatte sozusagen den Abflug gemacht.

Mein Gott, war ich froh, dass ich nicht stillte.



Es gab Phasen im Leben, deren Ende absehbar war. In meinem Fall war kein Ende in Sicht. Es war die »Alle kriegen Kinder nur ich nicht«-Phase«. Dazu muss ich ergänzend sagen: Und das war auch gut so. Dass ich keines kriegte, meine ich. Im Moment. Und überhaupt. Davon abgesehen, dass es derzeit auch keinen Mann gab, den man ja dazu benötigte, hatte ich auch gar keine Lust, mich ununterbrochen mit den Problemen der Befruchtung, dem Verhindern von Schwangerschaftstreifen und dem »Jedes Kind kann schlafen lernen«-Programm aus-

einanderzusetzen. Das Seltsame daran war nur: Ich hatte keine Wahl. Obwohl ich kein Kind bekam, machte ich doch letztendlich alles durch.

Fast immer war ich es, die als Erste von den Schwangerschaften erfuhr, weil die Männer in den meisten Fällen gerade nicht oder gar nicht mehr erreichbar waren. Ich war es auch, die die Schüssel ans Bett brachte, wenn nach der Phase der Freude die Phase der Übelkeit begann.

Und dank all dieser wundervollen Erfahrungen war mir eines klar: Ich wollte nicht komisch werden. Ich wollte nur eines: Charly Schönberg bleiben. Das fanden die anderen allerdings komisch.

Dabei war es nicht so, dass ich Kinder nicht mochte. Ganz im Gegenteil. Die armen Dinger konnten ja nichts dafür, dass ihre Erzeuger mutierten und merkwürdig wurden. Ich wollte einfach nicht mein komplettes Leben eintauschen, denn ich war eigentlich ganz zufrieden mit meinem Leben. Eigentlich.

Hinzu kam, dass ich keine große Freundin von Veränderungen war. Ich hatte gern alles so, wie es immer war. Das läge an meinem Aszendenten, hat meine Mutter mal gesagt. Ehrlich gesagt, war es mir egal, woran es lag. Ich mochte keine Überraschungen und probierte nicht gerne neue Sachen aus. Ich fuhr ja nicht ohne Grund seit zwölf Jahren in den gleichen Club, um Urlaub zu machen. Übrigens nahm ich auch immer das gleiche Zimmer. Es sprach doch nichts dagegen, wenn man wusste, was einen erwartete, oder?

Was einen erwartete, wenn man Kinder bekam, durfte ich ja zur Genüge studieren. Und daher konnte ich auch klar sagen, dass ich nicht so werden wollte, wie all die anderen im »Club der gebärenden Gesellschaft«, die vom

Erdball verschwanden, sich nicht mehr meldeten, die ihre Freunde vernachlässigten und deren Kosmos sich nur noch ums Kind drehte.

Ich wollte weiterhin Spaß haben. Das war zumindest der Plan. Auch wenn der manchmal anders aussah als früher: Zum Beispiel stand ich meinen Freundinnen nun als Stylingcoach zur Seite während der stundenlangen Anprobe von Schwangerschaftswäsche. Und ich fragte mich ernsthaft, was an halterlosen Stützstrümpfen und Unterhosen, die oberhalb des Bauchnabels aufhörten, noch sexy sein sollte. Spitze hin oder her.

Manchmal musste ich auch einfach nur mal zuhören, wenn die Hormone wieder verrücktspielten. So wie bei Hanne, als sie schließlich kugelrund auf meinem Sofa saß und völlig unvermittelt anfang zu weinen. Sie, die immer so tough tat und die noch nie in meiner Anwesenheit einen Anflug von Schwäche gezeigt hatte. Die Frage »Warum?« lag also eigentlich sehr nahe. Ihr Dekolleté allerdings auch. Der Anblick des Tattoos über ihrer Brust lenkte mich massiv ab. Es hatte sich in den letzten Wochen aufgrund der räumlichen Ausdehnung von einer Eidechse in einen Dinosaurier verwandelt. Faszinierend – wenn es nicht die eigene Brust war. Wie das wohl in ein paar Monaten aussehen würde? Oder nach dem Abstillen?

»Ich hab solche Angst ...«

Hätte ich auch an deiner Stelle, dachte ich und drehte meinen Kopf unauffällig zum Kalender. Noch vier Wochen bis zum Stichtag. Falls sie nicht vorher platzte.

»Ich hab solche Angst, dass das Baby hässlich wird«, heulte sie los und stützte ihren Kopf in die Hände, sodass sie hinter einem wirren Vorhang aus dunkelblonden Locken verschwand.

»Hässlich? Wie kommst du denn darauf? Ich hab noch nie ein hässliches Baby gesehen!«, log ich.

»Und keiner traut sich, es mir zu sagen. Stattdessen schauen sie in den Stubenwagen und sagen alle: ›Ach, wie süüüüß!«

Aber all das war nichts gegen den Sonntagmorgen, an dem ich mit meinem Latte macchiato den Balkon betrat und mich gerade auf die Liege legen wollte, als ich im Hinterhof auf der kleinen Grünfläche, die von allen Bewohnern der umstehenden Häuser genutzt wurde, etwas Merkwürdiges beobachtete. Direkt unter dem Pflaumenbaum stand ein Paar, das schräg gegenüber von mir wohnte. Sie hielt ein kleines Bündel im Arm und schob den leeren Kinderwagen hin und her, als hätte sie vergessen, dass sich das Kind auf ihrem Arm befand. Er kniete am Boden und buddelte ein Loch. Dann nahm er eine Tüte, holte irgendwas heraus, legte es in das Erdloch, schaufelte es wieder zu und umarmte seine Frau. Danach fingen sie an zu singen. Den Text konnte ich nicht verstehen.

Als ich die drei ein paar Wochen später auf dem Bio-Wochenmarkt traf, musste ich einfach fragen. Meine Neugier war zu groß. Vorher schaute ich natürlich in den Wagen und sagte: »Ach, wie süüüüß!«

Als ich damit fertig war, outete ich mich als stille Beobachterin des Geschehens im Hinterhof. Die beiden strahlten mich an.

»Das war der Mutterkuchen von der Tamara, beziehungsweise ein Teil davon. Den anderen Teil haben wir zu einem Kuchen verarbeitet. Wussten Sie denn nicht, welche enorme Energie in so einem Mutterkuchen steckt?«

Nein, wusste ich nicht und wollte ich auch eigentlich gar nicht wissen. Ich spürte eine ganz andere Energie, und

zwar in der Magengegend. Gott sei Dank hatten die beiden mich noch nie zum Kaffee eingeladen.

Ich wusste dafür anderes. Zum Beispiel: Kinderkriegen war nicht gleich Kinderkriegen. Wer Kinder bekam, war nicht mehr er selbst. Vielleicht war das in manchen Momenten auch besser so. Fakt war, dass es niemand, der sich ein Kind wünschte, hören wollte. Keiner wollte etwas davon wissen, dass sich sein Leben änderte, und zwar komplett. Die meisten dachten, sie bekämen mal kurz ein Kind, und danach ginge ihr Leben einfach so weiter, wie es war. Pustekuchen! Aus und vorbei.

Aber auf mich hörte ja keiner. Keiner wollte wahrhaben, dass die Größe 36/38 nicht mehr passen würde, langfristig. Dass man ein Sparbuch anlegen sollte für eventuell nötige Schönheitsoperationen im Bauchbereich. Keiner wollte wahrhaben, dass Schlafentzug eine gängige Foltermethode war.

Ich hätte Bücher darüber schreiben sollen. Zeit hätte ich ja gehabt. Leider. Stattdessen tat ich so, als würde ich mich freuen, und versuchte mir nicht anmerken zu lassen, was ich wirklich dachte: Mist. Denn jedes Kind hieß im Klartext: eine Freundin weniger. Zumindest bis zur Einschulung. Oder doch bis zum Auszug?

Was blieb mir auch anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen? Seit ein paar Jahren war ich umgeben von Menschen, die nicht mehr richtig zuhören konnten, wenn man ihnen etwas erzählte, weil sie ununterbrochen nach ihren »Zwergen« gucken mussten. Statt in meiner Stammkneipe in der Sternschanze traf ich meine Freundinnen auf völlig überfüllten Kinderspielplätzen, wo ich von ihnen meist nur das Hinterteil sah, weil sie »mal kurz gucken müssen, was der Zwerg macht«. Nach

zwei Stunden im Schatten, weil der Zwerg ja keine Sonnenstrahlen abkriegen durfte, verabschiedete ich mich dann meist, weil es langweilig war, allein am Rand einer Sandkiste zu sitzen.

Seit dieser Erfahrung wusste ich, wie sich Susi gefühlt haben musste, mit der früher bei uns im Dorf keiner spielen wollte, weil sie so roch. Vielleicht hätte ich es ihr einfach mal sagen sollen.

Es gab Zeiten, da dachte ich: Charly, das ist nur jetzt am Anfang so. Alles ist neu und aufregend.

Quatsch. Die Wahrheit war: Es hörte nie auf. Es wurde schlimmer!

Es wurden erstens immer mehr Freundinnen, bei denen »die Uhr tickte«, und zweitens immer mehr Kinder. Denn wer erst einmal auf den Geschmack gekommen war, der überlegte auch schnell, dass es ja superpraktisch wäre, wenn das Zweite fix hinterherkäme.

Der beste Beweis war meine Pinnwand! Früher hingen da Fotos von meinen Urlauben: Nina und ich auf Mallorca, nach bestandem Abi, Hanne und ich in Norwegen, mit Ilka in Berlin auf Shoppingtour, mit Melli ein verlängertes Wochenende auf Rügen. Und nun?

Nun hing hier der Babyplan. Wer hatte welches Kind, und wie alt war es? Was konnte es inzwischen? Darauf sollte man unbedingt achten. Wenn man das vergaß, waren Eltern besonders gekränkt. Zugegeben, ich konnte es mir nicht merken und brachte regelmäßig durcheinander, wer schon krabbeln und brabbeln konnte und wer schon in der Lage war zu sagen, dass er einen schlichtweg doof fand. Und das Allerwichtigste: die Geburtstage!

Angelegt hatte ich den Plan nach meinem eigenen letzten Geburtstag, den ich mit all meinen Freunden feiern

wollte. Aus dem Alter war ich nun auch raus – beziehungsweise aus meiner Wohnung. Denn nach der Feier kam die Kündigung.

Dass man die Anzahl der Freundinnen mal zwei nehmen musste, um auf die zu erwartende Gästezahl zu kommen, daran hatte ich gedacht, aber nicht daran, dass man sie mit der Zahl drei oder besser gleich vier zu multiplizieren hatte. Sie brachten selbstverständlich alle ihre Kinder mit.

Das Wohnzimmer verwandelte sich binnen Minuten in eine »Krabbelecke«. In der Mitte des Raumes wurde eine große Decke ausgebreitet für die null bis acht Monate jungen Kinder. Gewickelt wurde auf dem Wohnzimmerisch, zwischen Schwarzem Peter, Kaltem Hund und Käse-Igel. Im Flur fuhr ein mir unbekanntes Kind Skateboard. Und ich wagte nicht zu fragen, wem es gehörte – das wäre das Ende der Freundschaft gewesen. Ein kleiner Junge riss wie ein Roboter immer wieder die Tür zum Treppenhaus auf und schrie, so laut er konnte: »Hallo, hallo, hallo, hallo!« Genau vier Mal, dann knallte er mit voller Wucht die Tür zu, um sie sofort wieder aufzureißen und das Spiel von vorne zu beginnen. Ich mochte Kinder, die sich selbst beschäftigen konnten.

»Du hast ja gar kein KiKa!«, brach es entsetzt aus meiner Kollegin heraus, während sie mir völlig entgeistert die Fernbedienung entgegenhielt. »Emil guckt um diese Zeit immer KiKa!«

In meinem Schlafzimmer spielten die Ein- bis Fünfjährigen Kaufmannsladen mit meiner frisch gewaschenen Unterwäsche, die ich eigentlich noch hatte wegsortieren wollen. Am Esstisch saßen die Mütter der Kinder, die in dem Alter waren, in dem sie zwar noch Pampers brauchten,

aber laut Aussage ihrer Mütter »alles, aber auch wirklich alles verstehen«. Leider, denn ich verstand nichts mehr.

»Gib mir doch bitte noch mal einen von diesen leckeren KA-E-KA-ES-E-EN!«

»Meinst du diese hier?«

»Ja, genau, die ...«

Während ich Minuten brauchte, bis ich verstand, wer hier was haben wollte, beherrschten meine Freundinnen ihre Buchstabier-Geheimsprache perfekt. Wie mir später erklärt wurde, hielt die Verschlüsselung der Dinge durch das Buchstabieren leider nicht allzu lange an. Irgendwann hatten die Kleinen es raus. Was aber auch einen Vorteil hatte: Diese Kinder konnten schon lesen und schreiben, bevor sie eingeschult wurden. Wie wunderbar.

Die Schwangeren standen in der Küche und gaben sich gegenseitig Tipps gegen und für irgendwas. Die Männer saßen auf dem Balkon und tranken Bier. Ordnung musste sein.

Ich zählte kurz durch und kam auf achtzehn Kinder und fünfundzwanzig Erwachsene. Auf neunundvierzig Quadratmetern.

Als alle weg waren, nahm ich die »Mitsinglieder für Kinder von 0–5 Jahren« raus und warf die »Mitsing-CD« für Erwachsene rein: Rosenstolz. Ich drehte die Lautstärke voll auf, öffnete den besten Wein, den ich hatte, und tanzte, bis ich nicht mehr stehen konnte. Danach kam dann der Brief von der Verwaltung.

Ich wollte ja eh eine größere Wohnung ...



Das Klingeln meines Handys holte mich in die Gegenwart der S3 Richtung Altona zurück.

»Hey, Charly.«

»Ilka ...« Sie war mit Birgit die letzte mir verbliebene Bastion der Kinderlosen.

Stille.

»Alles klar?«

»Ja, alles klar«, antwortete Ilka etwas zeitversetzt, und ich wusste: Nichts war klar. Stille passte nicht zu Ilka, die es selten länger als drei Sekunden am Stück aushielt, den Mund zu halten. Und jetzt das: Diese kleine, quirlige Frau schwieg. Das konnte nichts Gutes verheißen.

»Na, was gibt's?«

»Ach, ich wollte dir was sagen.«

Ich schmunzelte. »Dann tu das doch mal.«

»Ne, nicht am Telefon. Was machst du denn morgen früh? Lass uns doch ins Mary Sol gehen und frühstücken.«

Sie wusste genau, wie sie mich quälen konnte.

»Ilka?«

»Ja?«

»Was ist los?!«

»Ich erzähl es dir morgen.«

Morgen? Das stank zum Himmel.

Ihr war klar, dass ich vor Neugierde platzen und es nicht bis zum nächsten Tag aushalten würde, aber sie blieb hart und ging nicht auf mein Flehen ein, mir schon mal einen kleinen Hinweis zu geben, damit ich raten konnte. Es brachte nichts. Wir verabredeten uns für zehn Uhr im Mary Sol.

Bis ich zu Hause ankam, malte ich mir alles Mögliche und Unmögliche aus: dass sie fremdgegangen war, dass sie sich von ihrem »Hasen« getrennt hatte, mit ihrem Chef ins Bett ging, im Lotto gewonnen hatte und jetzt auswandern wollte, meinetwegen noch, dass sie eine Bank über-

fallen hatte – aber irgendetwas sagte mir: Das war es nicht. Das hätte sie dir doch alles am Telefon sagen können. Welchen Grund konnte es geben, dass sie mir etwas persönlich sagen wollte? War sie vielleicht krank? Hatte sie womöglich nur noch wenige Monate oder Wochen zu leben? Nein, dafür hatte sie zu fröhlich geklungen, trotz der akuten Wortkargheit. Eine anstehende Hochzeit? Oh Gott, das würde ich ihr morgen schön ausreden. Heiraten ja, aber nicht diesen Deppen.

Als ich meine Jacke ausgezogen hatte und den Haustürschlüssel auf das Sideboard im Flur legte, fiel mir auf, dass ich meine Post vom Vortag noch nicht geöffnet hatte.

Es waren einmal keine Rechnungen dabei, stattdessen ein »echter« Brief. Wer bekam heute noch Handgeschriebenes auf Papier? Das konnte nur bedeuten: Post zum Geburtstag – dafür war es zu früh, wir hatten schließlich erst März – oder Weihnachtsgrüße, wofür es definitiv zu spät war. Das Fest der Liebe hatte ich ja Gott sei Dank gerade überstanden. Wie jedes Jahr zu zweit mit meiner Mutter und viel zu viel Lametta.

Ich öffnete den Umschlag. Es war ein Bekennerschreiben meines Cousins und seiner Freundin, die mir »glücklich und total dankbar« mitteilten, dass ihr drittes Kind unterwegs sei. Ich rutschte mit dem Rücken an der Wand herunter und schaute mir im Hocken die Kopie des Ultraschallbildes an. Es sah ein wenig so aus wie die Schwarz-Weiß-Aufnahme eines Spiegeleis. Mehr konnte ich nicht erkennen. Je länger ich mir das Bild ansah, umso hungriger wurde ich.

Ich ging in die Küche und setzte Nudelwasser auf. Kaum hatte ich das getan, rief Birgit mich an. Ihr Mann war unter der Dusche. Er hatte seinen Flug zwar verschie-

ben, aber den Termin nicht komplett absagen können und hatte es jetzt eilig.

»Warum klingst du bitte schön, als würde Robert dir gerade den Hals zudrücken? Du hörst dich an wie Kermit, der Frosch!«

»Ich liege auch gerade etwas unbequem, vielleicht deshalb.«

»Dann leg dich doch bequemer hin, das kann man ja nicht mit anhören.«

»Das geht nicht.«

»Warum geht das nicht? Ich kenne dein Bett. Das bietet allerhand Platz, um sich bequem auszubreiten. Oder bist du nicht in deinem Bett?«

»Doch, doch ... Ich hab nur gerade meine Beine Richtung Decke gestreckt. Aber warte mal. Ich kann sie auch ... Moment. Ah. So geht es auch. Jetzt habe ich sie an die Wand gelehnt.«

»Und wieso streckst du deine Beine an die Decke beziehungsweise lehnt sie an die Wand?«

»Na, warum wohl? Damit alles drinbleibt! Erst mach ich eine Kerze, und dann nimmt Robert meine Beine und schüttelt noch etwas, damit sich alles gut verteilt, und dann bleib ich noch ein bisschen so liegen. Das ist ein Tipp von meiner Schwiegermutter!«

Sollte ich jemals eine Schwiegermutter haben, wollte ich bitte schön ein schlechtes Verhältnis zu ihr haben. So schlecht, dass sie niemals auf die Idee käme, mir Tipps zur Befruchtung zu geben.

»Na, solange sie nicht selbst vorbeikommt und dir die Beine schüttelt.«

Birgit fand das nicht lustig.

Nachdem ich ihr noch viel Glück gewünscht hatte –

was ich natürlich nicht so meinte, weil ich inständig hoffte, sie würde mir erhalten bleiben –, rief ich Hanne an.

Ich hätte natürlich auch kurz durchs Treppenhaus gehen und bei ihr klingeln können, aber am Telefon abgewimmelt zu werden war immer noch besser als an der Tür. Da kam man sich wie ein unerwünschter Vertreter vor. War ich ja im Grunde auch. Ich vertrat schließlich etwas: Freizeit, Freiheit, Freundschaft.

Hanne ging tatsächlich ran, bevor die Mailbox ansprang. Allerdings flüsterte sie so leise, dass ich mir vorkam, als hätte ich vergessen mein Hörgerät anzustellen.

Aha, die Kleine war gerade eingeschlafen, soviel verstand ich. Na gut. Was? SMS schreiben wäre jetzt besser, sonst wacht die Kleine auf? Na, super.

Ich legte auf und tippte: *Huhu. Wollen wir es uns auf dem Sofa gemütlich machen? Hab dich so lange nicht gesehen. Gruß von oben!*

Ich wartete eine gefühlte halbe Stunde. SMS schreiben funktionierte also auch nicht.

Ich ging in mein Schlafzimmer und legte mich hin. Mit dem Hintern am Kopfende und den Beinen an der Wand versuchte ich über Kinder und deren Nebenwirkungen nachzudenken.

»Ich hätte doch Psychologie studieren sollen«, sagte ich zu mir selbst.

Zu wem auch sonst? War ja keiner da.

»Dann wäre ich nie mehr allein. Immer Menschen um mich rum, die mir ihr Leben und ihr Leid erzählen, und ich müsste nichts weiter tun, als ihnen zuhören, schön bräsig in einem gemütlichen alten Ohrensessel hocken, Schoko-Flakes knabbern und hin und wieder einen Rat geben.«

Ich überlegte.

»Warum? Letztendlich tue ich ja genau das.«

Meine Beine wurden langsam taub.

»Es gibt allerdings einen Unterschied: Ich höre meine Patienten nur, ich sehe sie nicht.« Und Schoko-Flakes machten sich während meiner morgendlichen Radio-sendung auch nicht so gut.

Ich setzte mich wieder hin, denn inzwischen war sämtliches Blut aus meinen Beinen gewichen und befand sich vermutlich im Hirn. Auch nicht schön.

»So weit ist es also schon gekommen, dass ich im Bett liege und mit mir selbst spreche. Himmel hilf.«

Mit einem Ruck sprang ich vom Bett.

Das war Mist! Genau. Keiner hatte mehr Zeit.

»Spontaneität« fand weder im Wortschatz noch in der Realität Platz. Wollte man sich einfach mal kurz irgendwo treffen, musste erst mal bei »Mary Poppins« angerufen werden, einer Agentur, die Nannys vermittelt. Bis die dann eine passende Nanny gefunden hatte, kamen die ersten Zähnchen, oder es passierten andere Katastrophen, sodass das Treffen abgesagt wurde, bevor es richtig verabredet worden war. Früher war alles besser.

Ich ging zurück in die Küche, schaltete das Radio an, NDR2, um mal zu sehen, was die so trieben, und warf eine halbe Tüte Makkaroni in den Topf. Als das Gourmetmenü fertig war, legte ich mich auf die Couch und machte den Fernseher an. Dabei musste ich leider Gottes daran denken, wie oft ich mit *ihm* auf diesem Sofa gesessen hatte, als wir noch zusammen auf der anderen Seite der Alster gewohnt hatten. Dabei war das jetzt das Letzte, worüber ich nachdenken wollte – das Allerletzte. Ich hatte schon viel zu viel Zeit meines Lebens dafür verschwen-



Tina Wolf

Kein Kind ist auch (k)eine Lösung

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40932-3

Heyne

Erscheinungstermin: November 2012

Alle Freundinnen schwanger? Charly Schönberg weiß Rat!

Charly ist Mitte 30 und völlig genervt. Eine Freundin nach der anderen wird schwanger, und alle scheinen den Verstand verloren zu haben. Während sogar die Karrierefrau Birgit ihr Leben nach dem Eisprung ausrichtet, ist sich Charly sicher: Sie will niemals zum Muttertier mutieren. Doch dann lernt sie Michael kennen, und es ist die große Liebe. Bis Michael damit herausrückt, dass er sich nichts sehnlicher wünscht als Kinder. Gibt es denn kein Entrinnen vor diesem ganzen Wahnsinn?